Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 11

Artikel: Spinnen, Weben und Pflanzenfärben in der Schweiz
Autor: F.C.M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668886

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Hanfbrecherinnen

Spinnen, Weben und Pflanzenfärben in der Schweiz

Ein rhätisches Volksmärchen erzählt von den Spinnerinnen von Vulpèra: „Nahe bei Tarasp, auf dem Hofe Vulpèra, wohnte eine rechtschaffene und fleißige Bäuerin, die ihren Mann liebte und ehrte und auch ihre Kinder gut erzog. Nun kamen an manchen Winterabenden aus dem Tälchen unterhalb des hohen Piz Pisoc zwei schöne Mädchen mit Spinnrädern nach Vulpèra, in weißen Kleidern, mit flachsblonden Haaren, und haben gar fleißig gesponnen; absonderlich gern nahmen sie die Flachswickel der Bäuerin auf ihren eigenen Rocken und spannen ihn der feinsten Seide gleich. Dabei aber redeten sie nicht; nur wenn ein Faden brach, sagte die eine: „Faden ab!", worauf die andere einfach erwiderte: „Knüpf' an". Waren ein paar Spulen voll, dann wurden sie gehaspelt oder geweift, dann die schönen Garnstränge an die Wand gehängt und von der Bäuerin mit Wohlgefallen betrachtet. Wenn ihre Stunde kam, erhoben sich die nächtlichen Spinnerinnen und traten den Heimweg an, ihre Spinnrädchen stets mit sich nehmend, allen Flachs, den sie gesponnen, aber immer der Bäuerin zurücklassend. Diese gedachte nun, am Ende der Spinnzeit den beiden Mädchen sich dankbar zu erweisen, und rüstete an einem der letzten Abende ein großes Essen an. An dem sollten die sämtlichen Spinnerinnen von Vulpèra zu Ehren der fremden Spinnerinnen teilnehmen. Letztere nahmen zwar teil, waren aber ganz traurig gestimmt, daß sie schon scheiden mußten, denn ihre Zeit des Abschiedes auf immer war nahe. Zum Schluß gaben sie der Frau einen Garnknäuel und sprachen: „Für deinen guten Willen, Lohn um Lohn", gingen und kamen niemals wieder. Der Garnknäuel aber wurde niemals alle, die Bäuerin mochte soviele Stränge davon abhaspeln, als ihr gefiel."

Dieses schöne Märchen kennzeichnet die Tätigkeit des Spinnens im Winter sehr gut. Der endlose Garnknäuel aber ist wohl stets der Wunsch aller Spinnerinnen gewesen, denn vom Urprodukt Wolle, Flachs oder Hanf war ein weiter Weg bis zum fertigen Garnknäuel. Die beim Spinnen verarbeiteten Materialien waren seit urgeschichtlicher Zeit Wolle und Flachs. Der Hanf, ein indisches Fasergewächs, wurde erst seit dem 5. Jahrhundert nach Christi in Mitteleuropa als Gespinstpflanze angebaut und setzte sich gegenüber dem Flachs nie vollständig durch. Das Flachsgewebe, das außerordentlich zähe ist und sogar nach hundertjährigem Gebrauch noch verwendungsfähig ist, behauptete stets seine hervorragende Stellung. Berühmt waren im Mittelalter die feinen Leinengewebe der St. Galler, die bis nach Frankreich und Spanien verhandelt wurden. Auch im Appenzellerland blühte der Leinwandhandel. Zuerst war die „tela de Constanza" im frühen Mittelalter aufgekommen, die aber nie den hohen Grad der st. gallischen Leinen(Flachs)-Gewebe erreichte, die vor allem durch ihre Feinheit und Güte berühmt geworden waren.

Der Hanf wurde im Spätherbst über einem Feuer geröstet und dann von den Hanfbrecherinnen mit besonderen Geräten gebrochen, damit die Gespinstfäden von den anhaftenden, harten Pflanzenteilen befreit wurden. Der Flachs wurde auf ähnliche Weise behandelt. Die Wolle mußte nach der Schafschur gezupft und gekardet werden, bevor sie die Spinnerinnen zu Garn verarbeiten konnten. Zwischen dem Spinnen und Weben lagen die Tätigkeiten Zwirnen, Haspeln, Winden und Zetteln. Gefärbt wurde vor allem die ungesponnene Wolle, aber auch die Garne und das fertige Produkt. Nach dem Weben wurde der Stoff gefärbt, gewalkt und gestreckt. Es war also ein weiter und mühsamer Weg vom Urprodukt Wolle, Flachs und Hanf bis zum fertigen, gefärbten Gewebe.

Die Arbeit des Spinnens wurde von den Frauen und Mädchen weniger als Alleinerwerb, sondern an den langen Winterabenden als Nebenarbeit betrieben. Namentlich das Los der Baumwollespinnerinnen im 17. und 18. Jahrlundert war kein beneidenswertes, und noch heute ist die Belöhnung in den schweizerischen Textilfabriken zumeist noch nicht der in den übrigen Industrien gleichgestellt. Wie ärmlich die selbständigen Baumwollespinnerinnen des 17. Jahrhunderts daran waren, geht aus den zürcherischen Bevölkerungsregistern hervor. In der Gemeinde Illnau im Tale der Kempt lebten zu Ende des 17. Jahrhunderts vier Geschwister Mäder aus dem Kanton Thurgau mit einer Tante, die sich ausschließlich von der Baumwolleverarbeitung als Heimarbeiter ernährten. Zwei Brüder waren „kemlet", also Baumwollekämmer, die die Baumwolleballen verarbeiteten und zerkämmten, um spinnfähige Fäden zu gewinnen. Die beiden Schwestern und die Tante aber waren Spinnerinnen, die die Baumwolle spannen. Wie gering diese Arbeit bezahlt wurde, geht daraus hervor, daß die Tante ihr ganzes Leben lang und die beiden Mädchen seit ihren jungen Jahren von Zuschüssen aus dem Almosensäckel lebten, die in drei Pfund Brot wöchentlich für die Mädchen und in zwei Pfund Brot für die alte Tante bestanden.

Im scheinbaren Gegensatz dazu steht eine Notiz des „Neuen Sammlers" von Graubünden aus dem Jahre 1805, die besagt, daß bis anfangs 1756 jährlich viele junge Mädchen aus St. Anthönien im Prätigau zur Arbeit an den Zürichsee gingen, wo sie sich den Winter hindurch mit Baumwollespinnen ihren Lohn verdienten. Seither hätten sich nicht nur die Mädchen, sondern auch die Frauen und sogar die Männer in St. Anthönien mit Baumwollespinnen viel Geld verdient und vorzüglich gutes Garn verfertigt. Jedenfalls entsprach die Baumwolleverarbeitung damals im Prätigau, dem Lande des rauhen, grauen Wolletuches, einem gewissen Bedürfnis des Mehrverdienens und wurde dementsprechend beurteilt. Im Zürcher Oberland aber richtete sich, wie auch an anderen Orten, die Bezahlung der Baumwollespinnerinnen nach der Gewinnsucht und dem Beschäftigungsgrad in der Industrie.

In St. Antönien und im übrigen Prätigau wurde damals auch viel Schafwolle gesponnen und gewoben. Der „Neue Sammler" sagt: „Wollentücher, Strümpfe und Kappen werden jährlich viele gemacht und verkauft, in Jenaz läßt

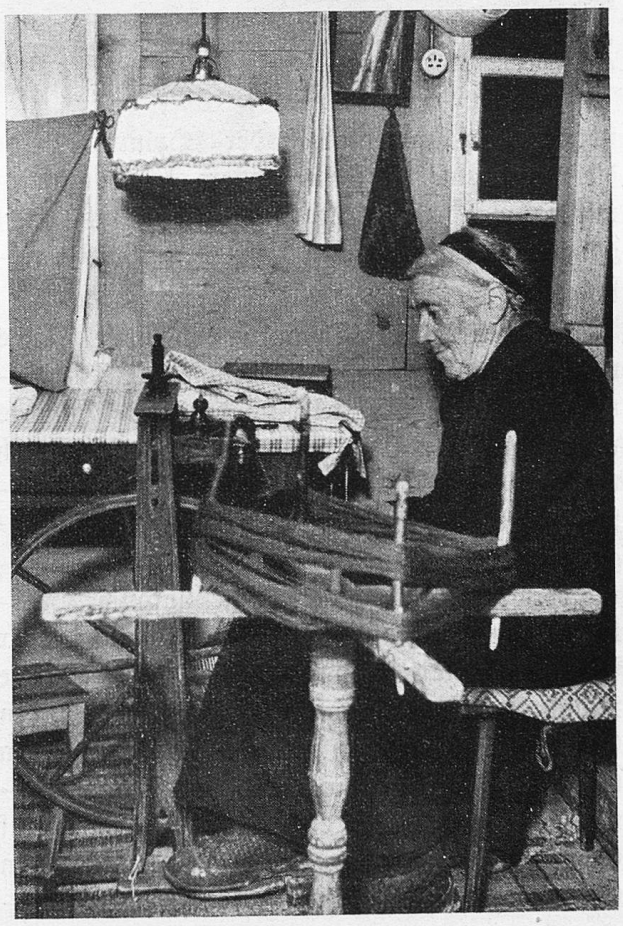
man das Tuch walken und färben, und zu Kleidern verarbeitet man es selbst."

Während zu Sins (Sent) im Unterengadin zu Ende des 18. Jahrhunderts viel Baumwolle für Tiroler Fabrikanten gesponnen wurde, war in diesem Tale, wie im Oberengadin, seit alter Zeit her das Wollespinnen mit dem Spinnrad die Beschäftigung der Mädchen und Frauen. In seiner Beschreibung des Unterengadins vom Jahre 1784 sagt Pfarrer Pol: „Die Unterengadiner kleiden sich meistens von eigen gewonnener und gesponnener Wolle, Flachs und Hanf. Sie haben es dort nicht nötig, wie in einigen Dörfern des Prätigaus, ihre Zuflucht zu der den Körper so abschwächenden Baumwollespinnerei zu nehmen."

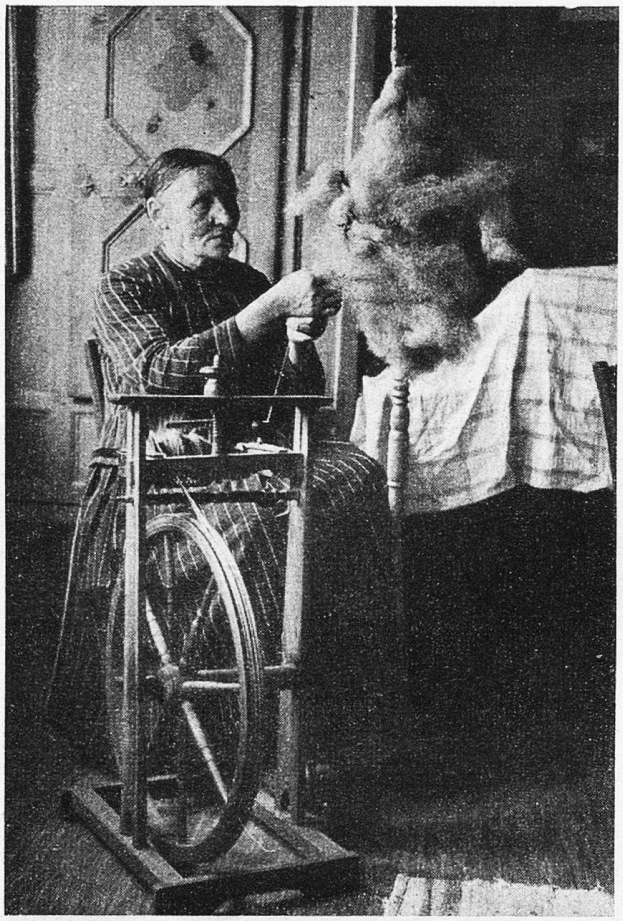
Das Spinnen von Wolle, Flachs und Hanf auf dem Spinnrad war bis ins 19. Jahrhundert sozusagen in der ganzen Schweiz Nebenbeschäftigung der Mädchen und Frauen im Winter. Wenn sie nicht zu Hause am Spinnrad saßen und spannen, nahmen sie dasselbe mit und gingen abends zu geselliger Vereinigung, die Mädchen für sich dahin, die Frauen dorthin. Eine solche Spinnstube, die immer eine gute, gesellige Unterhaltung war und wo man auch die besten Dorfneuigkeiten erfuhr, beschreibt der „Neue Sammler" vom Jahre 1807 von Celerina im Oberengadin: „Am Winterabend versammelt man sich in Celerina in verschiedenen Gesellschaften. Immer die nächsten Nachbarinnen zu vier bis sechs, um, mit Einsparung vielen Unschlitts, beisammen zu spinnen, wo dann die Zungen sowohl als die Spinnräder gewöhnlich in schnelle Bewegung gesetzt werden. Nach alter Sitte genießen sie auch beim Zusammentreten und bei der Auflösung der Gesellschaft am Ende des Winters gemeinschaftlich Nidel und Fladen und bringen sich ein Gläschen Schnaps mit Anwünschung guter Nacht und vielen Segens zu." Bei solchen Nidelabenden, das ist aus den Kantonen Graubünden und Zürich bezeugt, wurde zum Zeichen eines alten Fruchtbarkeitsritus, den man allerdings nicht mehr kannte, ein Löffel voll geschwungener Nidel an die Decke geworfen, wo der Rahmfleck bis zum kommenden Jahr sichtbar blieb. Auf der Zürcher Landschaft verschleuderte man früher sogar halbe Gelten voll Nidel gegenseitig.

Die Celeriner Töchter jedoch vereinigten sich in eigenen Spinnstuben, wo sie bisweilen von den Burschen besucht wurden, die ihnen mit allerlei Scherzen Kurzweil machten und zum Gesang der Mädchen den Baß sangen. Man sang, ohne das Spinnen dabei zu unterbrechen. Die Mädchen wußten viele Psalmen, geistliche und weltliche Lieder auswendig. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden im Engadin Psalmen und Choräle aus Durich Chiampells ladinischer Übersetzung und Ergänzung des „Nüw Gsangbüechle" des Konstanzer Reformators Dr. Johannes Zwick (1496—1542), und im 18. und 19. Jahrhundert aus Giovanni Battista Frizzonis Kirchengesangbuch, das man den „Fritschun" nennt, geistliche Lieder gesungen. Wie die Frauen, genossen aber auch die Mädchen ihre Nidelmähler, dazu aus Semmel, Milch und Weinbeeren gebackenes Brot (kuatschas grassas), wobei die Burschen, die man wohlmochte, mit eingeladen wurden.

Diese Spinnstuben waren bis ins 19. Jahrhundert noch in vielen Alpentälern der Schweiz



Am Haspel — Foto: Willy Haller



Am Spinnrad Foto: Willy Haller

üblich. Im Emmental ist der „Spinnet" heute die Benennung für jedes größere Tanzvergnügen mit Schmaus und Trank geworden, was nicht ganz dem ursprünglichen Sinn des Wortes entspricht.

In der Arbeit des Spinnens von Wolle, Flachs und Hanf kann man zwei verschiedene Tätigkeiten beobachten. Die nördlich des Alpenkammes wohnende Frau sitzt, wenn sie es noch wirklich tut, gern am Spinnrad und hat es in den verschiedensten, teuren und einfacheren Ausführungen immer benützt. Fast überall wird das Spinnrad verwendet, auf das die lange, nordische Stabkunkel gesteckt wird. Im Bündner Oberland aber steht die Stabkunkel neben dem Spinnrad. Die Münstertalerinnen verwenden statt der langen Stabkunkel den fünfzinkigen Haspel, der auf dem Spinnrad befestigt wird, und die Engadinerinnen, die auch sonst ein starkes Gewicht auf Schmuck und Zierat legen, haben die zierlichen Spinnräder mit dem feinen, oben gezackten Kunkelbrettchen, das von Osten her ins Land gekommen ist.

Die Südländerin, die Tessinerin und die italienisch sprechende Südbündnerin, liebt mit ihrem sprühenden Temperament das lange Sitzen am Spinnrad nicht und bevorzugt deshalb die Rocca, den Rocken, die links in den Gürtel gesteckt wird, und dreht mit der Rechten die Spindel, an der sie das Garn aufwindet. Die Misoxerin tut das gleiche. Die Ballonkunkel, so nennt man die Rocca, wird an ein Meerrohr gesteckt. Im Verzaskatal kennt man das Spinnrad überhaupt nicht und benützt nur den Rocken und die freischwebende Handspindel, wie Frau Bertha in altgermanischer Zeit.

Nachdem das Spinnen, Weben und Naturfärben von Wolle, Flachs und Hanf auf dem Spinnrad und der Anbau von Flachs und Hanf wegen der maschinellen Verarbeitung zu Ende des 19. Jahrhunderts und anfangs des 20. Jahrhunderts auf den Aussterbe-Etat zurückgedrängt wurde, hat es durch die Tätigkeit des schweizerischen und der kantonalen Heimatwerke wieder eine schöne Neubelebung erfahren. In manchen Tälern Graubündens und des Wallis arbeiten jetzt wieder Spinnerinnen für ihren Eigengebrauch und für das Heimatwerk. Die Tessinerin aber spinnt nach wie vor vom Rocken.

Das Handweben ist eine der bedeutendsten Errungenschaften der menschlichen Arbeit und als solche uralt. Schon dem Menschen der jüngeren Steinzeit gelang es, dank seiner manuellen Geschicklichkeit mit relativ einfachen Webereigeräten reiche Kunstgewebe herzustellen, die für den großen Kunstsinn der damaligen, vor viertausend Jahren lebenden Menschen ein beredtes Zeugnis ablegen.

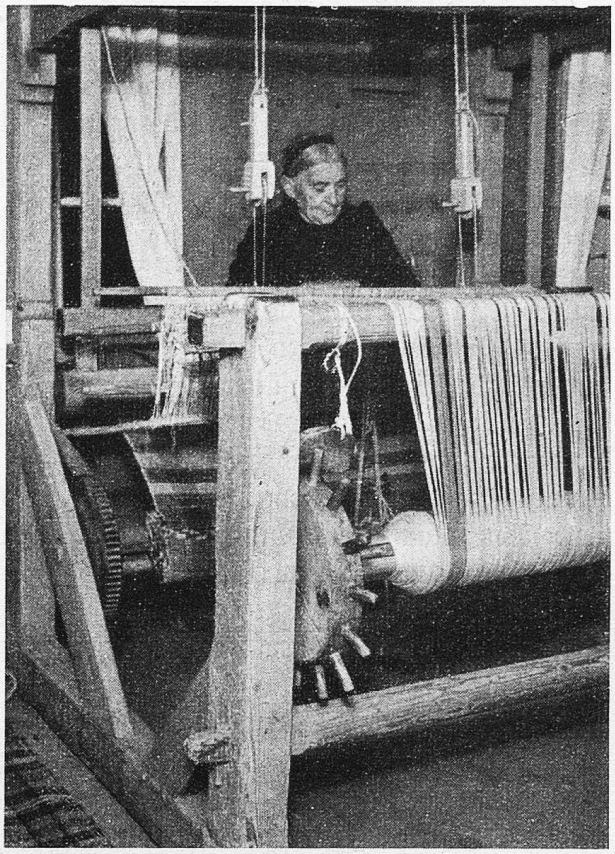
Die Arbeiten des Spinnens und Webens haben sich in den vom Verkehr noch wenig berührten Tälern bis heute erhalten. Ein Beispiel dafür ist das Wallis. Die Tätigkeit des Spinnens ist dort noch weit lebendiger als das Weben. Aber auch das Spinnrad weicht immer stärker vor dem in die Nebentäler vordringenden Verkehr in die hintersten Talstufen zurück. Das Weben verliert durch die Einführung gekaufter Stoffe immer mehr an Boden. Einzig im hintern Val d'Hérens, in Grächen, im Lötschental

und in Obergestelen hat sich das Weben noch lebendig erhalten. Man spinnt und webt dort wie in vergangenen Jahrhunderten für die Selbstversorgung und neuerdings auch für den Handel. Ein „Webernest" ist das Dorf Obergestelen im Wallis. Es verdankt diese Eigenschaft dem Dorfbrand von 1869, dem beinahe das ganze Dorf zum Opfer fiel. Nach dem Wiederaufbau des Dorfes arbeiteten die Frauen und Mädchen unermüdlich an der Herstellung neuer Kleider, wobei ihnen die Haslitaler durch die Lieferung der notwendigen Gerätschaften, wie Spinnräder und Webstühle, wertvolle Hilfe leisteten. Obergestelen genießt seither im ganzen Goms den Ruf eines eigentlichen Webernestes.

Das Spinnen, Weben und Pflanzenfärben bildete früher einen Teil der auch heute wieder sehr wünschbaren bäuerlichen Selbstversorgung. In Graubünden und im Wallis findet man in den hochgelegenen Tälern noch da und dort Weberinnen, im Münstertal und im Misox aber sind Webstuben entstanden, die eine Gruppe von jungen Mädchen gewerbsmäßig ausbilden und beschäftigen. Die „Stüva da tessanda Val Müsteir", die im Jahre 1927 entstanden ist, beschäftigt im Dorfe Sta. Maria siebzehn Mädchen während des ganzen Jahres am Webstuhl und zahlt jährlich zirka 20 000 Franken Arbeitslöhne aus. Die „Tessitura di Mesolcina e Calanca" in Grono wurde 1931 gegründet und kann zwölf bis vierzehn Mädchen des Tales an zwölf Webstühlen während des ganzen Jahres beschäftigen. Diese Webstube bezahlt jährlich etwa 13 200 Franken Arbeitslöhne aus.

Neben diesen beiden Betrieben arbeiten in den bündnerischen Tälern Frauen und Mädchen als Weberinnen in der Heimarbeit. Sie haben ihre Webstühle in der Wohnstube oder in einem anderen heizbaren Zimmer aufgestellt und weben in der Nebenbeschäftigung allerlei schöne und geschmackvolle Gegenstände.

Das Handweben verlangt eine genaue und geduldvolle Arbeit. Es vollzieht sich in einem Dreitakt am Webstuhl: Einschuß, Anschlag, Trittwechsel. Die Weberin setzt sich mit dem gefüllten Schiffchen in der rechten Hand an den Webstuhl. Sie zieht einen 1 Meter langen Faden aus dem Schiffchen heraus, öffnet durch das



Alte Weberin Foto: Willy Haller

Treten des einen Fußes das Fach, d. h. sie senkt zwei Schäfte des Webstuhls, während die beiden anderen oben bleiben, und wirft das Schiffchen durch den sich bildenden Hohlraum nach links, wo die linke Hand es auffängt und herauszieht. Indem sie nun die Lade gegen sich zieht, bringt sie den eingeschlossenen Faden in die gewünschte Lage. Durch das Loslassen des ersten und Belasten des zweiten Trittes senkt sie die zwei anderen Schäfte. Drauf erfolgt der zweite Schuß mit dem Weberschiffchen von links nach rechts, worauf wieder durch den Anschlag der Lade der Faden eng an den ersten gelegt wird. So folgt Schuß auf Schuß, immer unterbrochen vom Wechsel der Tritte und vom Schlagen der Lade. Mit ganz wenigen Ausnahmen werden die Tritte mit den beiden Füßen bedient. Um den Tritt sicher zu treffen, trägt die Weberin meist keine Schuhe, sondern alte Finken mit weichen Sohlen.

Die Pflanzenfärberei erreicht die schönsten Farbensymphonien, die die chemische Färberei mit ihren harten Tönen, im Gegensatz zu den

weichen des Pflanzenfärbens, nicht erreicht. Deshalb lassen die Bündner Handwebereien in Sta. Maria und in Grono ihre handgesponnene Wolle in Soazza und im Calancatal mit Pflanzensäften färben. Die Handweberei Grono bezahlt für das Pflanzenfärben ihrer handgesponnenen Wolle jährlich den Misoxer Färbern gegen 4300 Franken Arbeitslöhne. Das Pflanzenfärben ist sehr alt. Im Mittelalter verstand man es, großartige Farbeneffekte durch das Färben mit allerlei Pflanzensäften zu erreichen. Die Pflanzen und die Pflanzenwurzeln sowie die Rinden, die sich zum Färben eignen, sind außerordentlich zahlreich. Erzeugt werden die Farben Gelb, Rot, Blau, Grün, Orange, Violett, Braun, Grau und Schwarz. Beim Weben der gefärbten Wolle vereinigen sich die einzelnen Farbtöne zu einer schönen, harmonischen Gesamtwirkung. Ein interessantes Handbuch für die Pflanzenfärber hat Emil Spränger in seinem „Färbbuch, Grundlagen der Pflanzenfärberei auf Wolle" im Rentsch-Verlag, Erlenbach, herausgegeben. Die Bündner Handweberei arbeitet in ihren größeren und kleineren Betrieben sozusagen ausschließlich mit pflanzengefärbter Wolle.

Die Produkte der Bündner Handweberei, Kleidertuche und -stoffe, Möbelstoffe, Teppiche und Läufer, Tücher für Haushalt und Küche, Kissenüberzüge, Leinen-Tischtücher, Decken usw. werden durch das Schweizer Heimatwerk in Zürich und die Heimatwerke und Heimatstuben in den Kantonen sowie an private Bezüger verkauft. Für die Frauen und Mädchen der Bündner- und Walliser Handweberei, die Spinnerinnen und für die Misoxer und Calancer Pflanzenfärber ist der Verkauf ihrer schönen und vorzüglichen Erzeugnisse eminent wichtig zur Bestreitung ihres täglichen, in vielen Fällen ärmlichen Lebensunterhaltes. Was den besonderen Vorzug der handgesponnenen und handgewebten, sowie pflanzengefärbten Stoffe und Tuche der Schweiz ausmacht, ist neben ihrer hervorragenden Schönheit ihre ganz vorzügliche, äußerst dauerhafte Qualität. Schmücke dein Heim mit handgewobenen Tuchen und Stoffen der Heimat!

F. C. M.

Die Spinnerin

Als ich still und ruhig spann,
Ohne nur zu stocken,
Trat ein schöner, junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war, —
Sollte das was schaden? —
Mein dem Flachse gleiches Haar
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabei,
Ließ es nicht beim alten;
Und der Faden riß entzwei,
Den ich lang erhalten.

Und des Flachses Steingewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach, ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich sie zum Weber trug,
Fühlt ich was sich regen,
Und mein armes Herze schlug
Mit geschwindern Schlägen.

Nun beim heißen Sonnenstich
Bring ich 's auf die Bleiche,
Und mit Mühe bück ich mich
Nach dem nächsten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt — wie kann es anders sein —
Endlich an die Sonnen.

Goethe